

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 25 (1935)
Heft: 40

Artikel: Vorhang runter! [Fortsetzung]
Autor: Stefani, Ole
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647640>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



„Bitte ziehen Sie sich um!“ sagte der Assessor ernst. „Wo haben Sie Ihre Privatkleidung?“

„In der Statistengarderobe!“ sagte Erlacher immer noch lächelnd. Sie gingen durch den Garderobensflur. Alle Türen standen offen. Die Neugierigen drängten sich scheu an die Wand, als die kleine Gruppe vorbeikam.

Dann ging es eine Steintreppe hinunter. Vor der Waffengarderobe staute sich die Menge der Komparsen.

„Bitte, verlassen Sie alle für 10 Minuten den Raum!“ kommandierte der Assessor. Manche waren schon beim Umkleiden. Sie nahmen eilig und schweigend ihre Sachen über den Arm und gingen hinaus.

Als Erlacher zu dem Wandregal ging, an dem seine Privatkleider hingen, taumelte er plötzlich. Er wäre zusammengebrochen, wenn nicht der Berliner Polizist und der Assessor ihm rasch zu Hilfe gekommen wären.

„Danke!“ sagte Erlacher blaß. Er lächelte mühsam. „Mir ist ein bißchen schlecht. Es wird gleich besser sein!“

„Kommen Sie!“ sagte der Assessor mit sehr unantwärtlicher Geschäftigkeit. „Legen Sie sich da auf die Bank. Wir werden den Arzt holen!“

„Bitte nicht!“ sagte Erlacher, immer noch mit dem verzerrten Lächeln. „Ich brauche nur fünf Minuten Ruhe. Je weniger Menschen ich zu sehen brauche — desto besser!“ Er lag auf der Bank und kreuzte die Arme über seinem Gesicht.

Der Assessor sah einen Augenblick ungewiß auf ihn nieder. Dann gab er dem Polizisten einen leisen Wink, sich zu entfernen. Der ging, behutsam seinen schweren Körper auf den Fußspitzen balancierend, zur Tür und schloß sie hinter sich.

Der Assessor setzte sich auf einen Schemel. Durch die Luke hoch an der Wand fiel das Licht einer Straßenlaterne in den Raum. Oben, auf der höher gelegenen Straße, hörte man das Scharren und undeutliche Gewirr der Menschenmenge vor der Bühnentür.

Im kellerartigen Raum brannten vor den schrägen, halbblinden Spiegeln auf den beiden langgestreckten Schminktischen ein paar Glühbirnen. Kostümteile und Wäschestücke lagen umher, ein Kamm, Seifenbroden neben den Waschlöffeln. Lange Stulpstiefel bildeten einen Haufen neben der Tür.

Auf dem Gange waren unterdrückte Stimmen hörbar, im Zimmer selbst nur das rasche, schwere Atmen des Sängers.

Nun streckte er sich aus, lag flach auf dem Rücken. Die Hände unter dem Nacken verschränkt. Seine tiefliegenden Augen waren groß und nachdenklich auf die Zimmerdede gerichtet.

Nicht ohne Scheu betrachtete ihn der Assessor. Denn, obwohl er kein großer Physiognomiker war — daß mit dem Mann da auf der Bank eine Veränderung vor sich ging, nahm er wahr. Er konnte sie nicht ganz verstehen.

Denn was wußte er von dem berühmten Sänger — auf der Höhe seiner Erfolge, stolz, nervös und verwöhnt, was wußte er von dem verwirrten und verwahrlosten Mann, den Toni bei Marienfelde in einer Gartenwirtschaft vor einem Klavier gesehen hatte.

Aber er spürte, daß das ruhende Gesicht vor ihm allmählich eine neue Form gewann — wie das eines Menschen, der aus einem bedrückenden Traum erwacht ist und der sich nun Mühe gibt, Wirkliches und Vorgestelltes voneinander zu lösen.

Der Assessor spürte das. Er verhielt sich in einer ungewohnten Scheu ganz still.

Und plötzlich sagte der Sänger: „Ist das wirklich wahr?“

„Was?“ fragte der Assessor rasch.

„Daß Restner ... tot ist?“

Die Stirn des Assessors zog sich zusammen. Nach einer Weile sagte er: „Sollten nicht gerade Sie das ganz genau wissen?“

Der Sänger machte eine vage Kopfbewegung. Ein tiefer Atemzug ging durch seinen Körper. „Mein Gott!“ flüsterte er. Es zuckte schmerzlich um seine Augen. Er schloß sie.

Der Assessor beobachtete ihn scharf.

Nach einer Weile schlug der Sänger die Augen wieder auf. „Also —“, sagte er, „wenn ich Sie jetzt richtig verstanden habe, so bin ich verhaftet, weil ich im Verdacht stehe, Restner getötet zu haben?“

„Ja —“, sagte der Assessor. Mechanisch setzte er hinzu: „Im Auftrag der Staatsanwaltschaft.“

Wieder schwieg Erlacher eine Weile. Dann richtete er sich auf und sagte einfach: „Aber das ist doch Blödsinn!“

Der Assessor fuhr zusammen. „Erlauben Sie!“

„Verzeihung. — Aber das ist doch sinnlos. Ich habe jetzt meine Gedanken wieder ziemlich in Ordnung. Gewiß — ich habe mich mit ihm herumgeprügelt, habe ihn in die Hand gebissen, ihn gewürgt usw. — aber ich habe ihn doch nicht erschlagen — zum Donnerwetter noch einmal!“

„Sie leugnen —?“

„Ach — leugnen!“ Erlacher machte eine verächtliche Kopfbewegung.

„Warum schlugen Sie sich?“

„Das weiß der Teufel! — Restner ging auf einmal mit dem Briefbeschwerer oder was das Ding war, auf mich los.“

„Sie wissen, daß man Restners Leiche draußen im Garten vor dem Fenster fand!“ behauptete der Assessor.

„Und ich soll ihn aus dem Fenster gestürzt haben — ich?“

„Sie allein — oder mit einem Helfershelfer ... Geben Sie's doch zu!“

Statt einer Antwort lachte Erlacher.

„Und in welchem Augenblick des Kampfes —“ sagte der Assessor gereizt und unvorsichtig, „in welchem Augenblick haben Sie Restner die Briefftasche entrißen?“

„— Welche Briefftasche?“

„Die Briefftasche, in der Ihre fälligen Wechsel lagen!“

Unter dem Ruck, mit dem sich Erlacher aufrichtete, knadete die Bank. „Kestners Briefftasche ist fort?“

„Sie wissen es doch!“ knurrte der Assessor.

„Woher denn?“ Erlacher dachte eine Weile nach. Schließlich atmete er tief auf: „Herr Assessor — das klärt vielleicht die Situation — wie es auch immer zusammenhängen mag — treiben Sie den Mann auf, der die Briefftasche hat, dann haben Sie den Mörder!“

Der Assessor schwieg. Verlegen und unzufrieden mit sich selbst. Das hatte er ganz schlecht gemacht. Es blieb ihm weiter nichts übrig, als „Folgen Sie mir!“ zu sagen. Und das tat er auch.

33.

Peter drängte sich durch die erregte Menge auf die Straße. Tomelli war unfähig, weiterzusingen, die Vorstellung war abgebrochen worden. — „Eine Unglücksoper —“ hatte der alte Kapellmeister vorhin gesagt.

Draußen schlug den Herausströmenden das Gerücht von Erlachers Verhaftung entgegen.

An der Bühnentür war ein unbeschreibliches Menschengewühl. In seiner Mitte stand eine geschlossene Limousine mit dem Berliner Abzeichen — das Auto, das den Assessor mit seinem Begleiter aus Berlin hergeführt hatte.

Peter gelang es dadurch, daß er sich auf seine Verwandtschaft mit dem Assessor berief, in die Loge des Bühnenportiers zu kommen. Dort stand über seinem Notizbuch der „korrekte Assessor“.

Peter sah sich vergeblich nach Erlacher um.

„Zieht sich um — in der Statistengarderobe!“ sagte der Assessor. Er gab Peter einen kurzen Bericht über Erlachers Aussagen.

Im übrigen war er ganz amtlich geworden. Er sah Peter wie einen Fremden an. Sein kleiner Bart stand nach allen Seiten ab.

„Wie seid Ihr auf Erlachers Spur gekommen?“

„Ich war auf dem Präsidium nachmittags, der Chef ließ mich rufen: jemand, der nicht festgestellt werden konnte, habe angerufen und darauf aufmerksam gemacht, daß Erlacher sich höchstwahrscheinlich heute abend im Stadttheater von Hohenfelde aufhalten würde.“

Peter sperrte die Augen auf: „Ein Anruf?“

„Ja —“ sagte der Assessor steif. „Warum nicht? Es scheint eine ganze Menge Leute gegeben zu haben, die in dieser Sache besser unterrichtet waren als ich — und die“, er sah kühl über Peter hinweg, „es nicht alle der Mühe wert gefunden haben, mich zu unterrichten.“

„Hör mal —“, sagte Peter verlegen und verwirrt.

„Verzichte!“ unterbrach der Better scharf. Etwas geframpft fragte er: „Ist Fräulein Loni auch hier?“

„Nein —“ sagte Peter auffahrend. „Stell dir vor — sie ist seit heute morgen weg!“

Die amtliche Würde schmolz, der Schnurrbart legte sich. „Wie? Was? Verschwunden? — Nein?“

Zum erstenmal sah er Peter an. Er war tief erschrocken.

„Ich fahre sofort wieder zurück — in den Grunewald!“ sagte Peter. „Komm nach, wenn du kannst — oder ruf an!“

Er drängte sich durch die Menge, um zu seinem Wagen zu kommen. Sein Herz klopfte. Die Menschen und Häuser verschwammen vor seinen Augen.

Er fand den Chauffeur nicht gleich. Der stand inmitten der Menschen, gaffte und ließ sich erzählen. Peter rief ihn an. Als er den Motor anwarf, ging eine Bewegung durch die Menschenmassen vorm Bühneneingang. Sie wichen zurück und verstummten. Zwischen zwei Beamten kam Rudolf Erlacher aus der Bühnentür. Er war sehr bleich, aber ruhig

und heiter. Er bestieg rasch den Wagen, ohne sich nach jemandem umzusehen.

Die Supe dröhnte, die Polizei drängte die Leute zurück, um Raum für die Abfahrt zu schaffen.

Auf einmal sah Peter, der sich im Fond seines Wagens erhoben hatte, in der Menge ein grinsendes Gesicht — vergnügt und rot über breiten Schultern: Lorenz.

Im selben Augenblick war Peter klar, wer Erlacher an die Polizei verraten hatte.

Das Polizeiauto rückte an, die Menschen wichen widerwillig. Erst langsam, dann immer schneller bahnte es sich seinen Weg durch die Menge. Hinter ihm schloß sie sich wieder.

Und gerade als sein eigener Wagen sich in Bewegung setzen wollte, sah Peter eine unförmige schwarze Gestalt, die sich mit gewaltigen Crawlschlägen durch das Gewühl zu der Stelle hinarbeitete, wo Lorenz stand.

„Salt!“ schrie Peter seinem Chauffeur zu und — „Froggn!“ wollte er rufen.

Aber da sah er den Neger blitzschnell ausholen — und ein gewaltiger Rinnhafen schleuderte den eben noch grinsenden Lorenz ein paar Meter weit in die Menge, die schreiend auseinander stob.

„Sie sind verhaftet!“ brüllte ein Ortspolizist den Schwarzen an.

Und wie vorher sein Herr, sagte Froggn: „Bitte!“ und lächelte.

34.

„Ein Irrer!“ dachte der Chauffeur, als Peter ihn bei der Rückfahrt ebenso drängte und antrieb wie vorher. Aber er gab tüchtig Gas, die Straßen waren unerwartet leer — und als der Wagen in die Villenstraße der Grunewald-Kolonie einbog, sah Peter schon von weitem die erleuchteten Fenster der Erlacher-Villa.

Er läutete Sturm, raste polternd die Treppe hinauf. Als er auf halber Höhe war, wurde oben die Tür aufgerissen.

„Loni —!“ schrie er. „Gott sei Dank!“ — und breitete die Arme aus.

Sie fiel fast die Stufen hinunter, als sie auf ihn sprang — und was da eigentlich los war auf der Treppe, wußten sie beide nicht genau.

Tatsache blieb, daß sie sich beide ein paar Sekunden später tödlich verlegen voneinander lösten und schweigend nebeneinander die Stufen bis zur Tür hinaufflogen. Erst als sie im Wohnzimmer waren, half ihnen die Tatsache, daß sie einander ja allerhand mitzuteilen hatten, über die augenblickliche Verlegenheit hinweg.

Peter hatte keine leichte Aufgabe. Er stotterte haltig herum, brachte dann aber das Entscheidende so unvermittelt und plötzlich hervor, daß Loni fast in Ohnmacht fiel. Er spürte es kaum, den Kopf verlegen auf das Rasteenbrett gesenkt. Erst als sie mit schwacher Stimme sagte: „Bitte nicht so schnell — um Gotteswillen!“ — fuhr er schuldbewußt zusammen und mühte sich ordentlicher und vorsichtiger zu sprechen.

Sie schwiegen eine Weile, atmeten tief und sagten in der gleichen Sekunde wie aus einem Munde:

„Vielleicht ist es gut so!“

Sie blickten rasch auf, lächelten flüchtig und nun war Loni an der Reihe zu berichten.

Welche Angst sie zuerst in ihrem Gefängnis ausgestanden habe. Wie dann aber der „Ring“ wirklich nichts versäumt hatte, um sie zu unterhalten. Jede Stunde sei jemand gekommen, um nach ihr zu sehen und sie zu beruhigen. Die merkwürdigsten Erscheinungen, Alte und Junge, Gut- und Schlechtgekleidete. Einmal sogar habe ein würdiger älterer Herr vorgeprochen, in einem schwarzen Rod und mit einer Brille — „wie mein Schulrat aus München hat er ausgesehen!“ sagte Loni. Sie habe eine sehr amüsante Unterhaltung mit ihm gehabt über die materiellen

Vergnügungen der Welt und die Vorteile, die Abgeschiedenheit und Einsamkeit dem Menschenherzen böten. Und erst von seinem Nachfolger habe sie durch die Blume erfahren, daß der „Schulrat“ einen großen Teil seines Lebens wegen Galkschmünzerei hinter Kerkermauern verbracht habe.

Sie habe aber immer noch Rudolf gefragt. Und abends um 9 Uhr endlich sei ihr alter Bekannter, der Bayer, erschienen.

„Ein S' halt net bö, Fräul'n“, sagte er, „aber Ihr Bruder — der kann heut net kommen. Es geht ihm sehr gut und Sie wern bald von ihm hör'n! — Und jetzt fahr'n wir heim, net wahr?“

Sie war vollkommen baff. „Deshalb habe ich hier den ganzen Tag gefessen?“

Der Bayer zuckte verlegen die Achseln. Sie fuhren mit dem Lastwagen zum nächsten Taxihalteplatz. Dort verabschiedete sich der Bayer mit drolliger Höflichkeit von ihr. Als sie schon im Abfahren war, beugte er noch einmal seinen Kopf in den Wagen und flüsterte: „Gell, Fräul'n, wenn ich Sie 's nächste Mal besuch', dann alarmieren S' net gleich wieder das Ueberfallkommando!“ (Fortsetzung folgt.)

Welt-Wochenschau.

Wahlen im Memel.

Der deutschen Behauptung, Litauen habe einem großen Teil der deutschblütigen Memelländer das Wahlrecht genommen und die zügigsten Kandidaten gestrichen, antwortet Litauen mit einem Dementi. Höchstens hundert Mann seien von der Wahlliste gestrichen, und nur drei Kandidaten, und nur solche, die in politische Sündel verstrickt seien. Die Mahnung Hitlers an den Völkerbund, er möge dafür sorgen, daß die Regierung in Kaunas das beschworne Statut respektiere, beantworteten die Signatarmächte mit einer Demarche in Berlin, die man beinahe wie eine Warnung auffassen möchte. „Das deutsche Reich möge das seine dazu beitragen, um die Beziehungen zwischen ihm und Litauen zu verbessern.“ Die Demarche bezeugt, daß man in Paris und London der litauischen Darstellung den vollen Glauben schenkt und die verschiedenen Vorwürfe des Reiches unbeachtet lassen will. Das könnte ein Fehler sein. Wenn die deutsche Presse von Tausenden eingebürgerter Litauer spricht, die das Bürgerrecht nur erhielten, um die Deutschen zu majorisieren, so ist dies immerhin ein sehr ernsthafter Klagepunkt. Und ebenso müßte man untersuchen, wie es sich mit der einseitig litauischen Befehung der Wahlbehörden verhalte. Man sah voraus: Ergebnisse im Sinne der Regierung in Kaunas mußten Goebbels und mit ihm der gleichgeschaltete Blätterwald beantworten: „Gefälschtes Wahlresultat! Deutsche Stimmen massenhaft unterschlagen!“

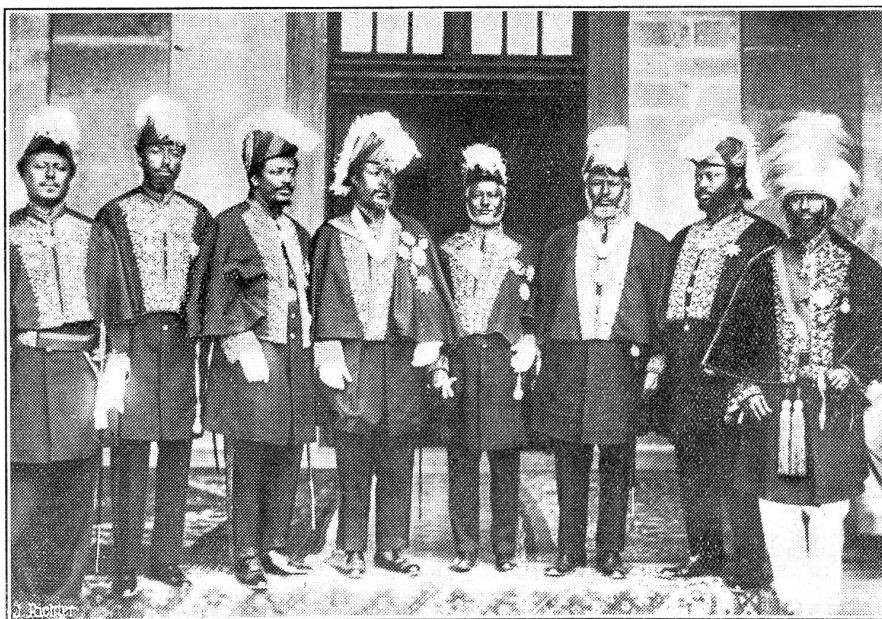
„Die deutsche Einheitsliste“, unter anderm Namen also die Naziliste, umfaßt alles Deutsche, sogar die Linksguppen. Sie hat sich aus den Wahlbehörden hinaus manövrieren lassen oder selbst hinaus manövriert. Vielleicht mit voller Absicht, um nachher die Gültigkeit der Wahlen anfechten zu können! Schon diese Taktik bezeugt, daß der Wahlkampf mit allen Mitteln geführt wurde. Dazu kamen eine Reihe

von Keilereien, und die Angreifenden waren fast auf der ganzen Linie Nazis. Nahezu humoristisch aber mutete die „passive Wahlresistenz“ an: Die Stimmenden der Einheitsliste setzten sich in den „Wahlzellen“ fest und räumten sie erst nach halbstündigen „Sitzungen“. Vorwand bildete die Kompliziertheit der Wahlbogen. Damit hoffte man, die litauischen Gefinnten überhaupt von den Urnen fernhalten zu können. Die Regierung antwortete mit einer raschen Aenderung des Wahlgesetzes: Verlängerung der Wahldauer. Selbstverständlich wird diese Aenderung wieder ein Vorwand für die Anfechtung der Wahlen sein.

Resultat hin und her, niemand wurde drüber froh, ob nun die Deutschen oder Litauer Sieger wurden. Im einen Falle mußte den Nazis der Ramm, im andern die Wit schwellen, und die Litauer haben in beiden Fällen vermehrte Furcht vor bewaffneten Einfällen. Gerüchte jagen sich: Zehntausende stünden marschbereit am andern Ufer des Memelflusses; im Lande selbst rüste die Nazipartei, und alles Geschrei über die Bedrohung des Deutschtums diene dem einzigen Zweck, den Putz vorzubereiten. Selbstverständlich sind nach der Naziversion die Deutschen lauter bedrohte Lämmer, die Litauer aber halbasiatische Barbaren, gegen die etwas „geschehen muß“.

Ob wirklich „etwas geschieht“, hängt in weitem Maße vom abessinischen Konflikt ab. Die Note der Signatarmächte trug u. a. noch die Unterschrift des italienischen Außenministers Aloisi. Das mag den Respekt der Berliner vor der „Demarche“ weit herabgesetzt haben. Uebermorgen kann die dreifache Front der Signatarmächte durchbrochen sein, können sich wenigstens zwei von ihnen in den Haaren liegen. Paris ist überzeugt, daß Berlin auf diesen Glücksfall lauert, und London weiß, daß Paris davon überzeugt ist. Die „Wahlen in Memel“ können zu einem denkwürdigen europäischen Datum werden. Nicht umsonst fallen sie zeitlich mit der britischen Erklärung über die Vereinskraft Englands, nicht nur im Falle Abessinien, sondern in andern Fällen ebenso sehr die Grundsätze des Völkerbundes verteidigen zu wollen.

Hier haben also die Berliner Machthaber zum voraus eine Antwort auf jegliche Machenschaften, die man dem



Das schwarze Kabinett.

Hier sind sämtliche Minister des Negus in ihrer Amtstracht auf dem Bilde vereinigt. Von links nach rechts: Kenjamatsch Takle Markos, Verkehrsminister; Belaten Chere Sahle Tsedalou, Erziehungsminister; Fitaurari Taffessa Hapte Mikael, Arbeitsminister; Tsahafi Tizaz Haile Wolde Roufe, Siegelbewahrer; Belaten Gheta Herouy Wolde Selassie, Aussenminister; Afenigus Atnafe, Justizminister; Bedjurond Fikre Selassie Katania, Finanzminister; Ligaba Hapte Mikael, Haushofmeister.